

Erfahrungsbericht über mein Auslandspraktikum in Südindien

Studiengang: B.A. Soziale Arbeit
Thema: *Pädagogisch und therapeutischer Austausch* an der ‚St. Judes School‘ für Kinder mit Behinderung im Rahmen des ASA- Programms
Land: Indien
Zeitraum: September – Dezember 2017

Es gehört eine große Portion Mut dazu, seine gewohnte Komfortzone zu verlassen und ins Ungewisse zu starten. Es kann eine ambivalente Erfahrung werden, die sich im Spektrum von „berauscht sein von neuen Sinneseindrücken, kulturellen Festen und Gaumenerlebnissen“ bis hin zu „Gefühlen des Alleinseins“ bewegt. Hinsichtlich der Entscheidung, Zeit in einem Land zu verbringen, dessen Menschen und Geschichte durch jahrhundertelange Kolonialgeschichte geprägt sind, lassen sich unbequeme Erfahrungen nicht vermeiden. Es bleibt nur zu hoffen, dass diese Gedankenprozesse anstoßen, inwiefern sich das eigene Glück und Privilegien auf menschliche Ungerechtigkeit gründen. Im Folgenden werde ich ansatzweise berichten, wie es mir in meinem Auslandspraktikum in einer Schule für Kinder und Jugendliche mit geistiger und/oder körperlicher Beeinträchtigung im ländlichen Südindien im Rahmen des ASA-Programms ergangen ist.

Hin- und hergerissen zeigte ich mich hinsichtlich der Entscheidung, ob ich es ‚wagen‘ sollte. Damals liebäugelte ich mit dem Gedanken, mich für das ASA-Stipendium zu bewerben und darüber mein Auslandspraktikum im Studiengang *Soziale Arbeit* zu absolvieren. Das ASA-Programm bietet Menschen aus verschiedenen Bereichen in Studium oder Ausbildung eine ganzheitliche Lernerfahrung im Bereich ‚Globales Lernen‘. Es zielt darauf ab, sich in Seminaren und einer 3-monatigen Projektphase im Globalen Süden mit postkolonialen (Macht)-Strukturen, Privilegien und Rassismus im Kontext des Globalen Lernens auseinander zu setzen.

Aufgrund meiner Arbeitserfahrung mit Menschen mit Behinderung entschied ich mich für die Partnerorganisation „St. Judes School for Differently Abled Children“ - eine Schule (und zeitgleich auch ein Internat) für Kinder und Jugendliche mit einer geistigen oder körperlichen Behinderung; und bekam glücklicherweise das Stipendium. Da das Projekt im Tandem durchgeführt wird, begleitete mich eine Physiotherapeutin für Kinder. Der organisatorische Aufwand bei der Planung und Durchführung eines solchen Vorhabens im Ausland ist enorm – Visa, Reiseverlauf, Impfungen, Sprachkurse, Bürokratie. Diese Hürden sind unbequem,

und keine Organisation hängt das an die große Glocke! In diesen Momenten wurde mir umso mehr mein Privileg bewusst, reisen zu können, an einen anderen Ort, in eine ‚andere‘ Wirklichkeit.

Meine Reise führte mich ins beschauliche 30.000 Einwohner*innen große Tharamangalam im Bundesstaat Tamil Nadu in Südindien. Tharamangalam bietet außer seinem berühmten Kailasanathar Tempel keine weiteren touristischen Attraktionen, weshalb recht selten Nicht-Indier*innen in der ländlichen Umgebung anzutreffen sind.

Die dort ansässige Institution ‚Ecomwel Orthopaedic Centre‘ versucht seit 1986 vor allem in ländlichen Gegenden die Situation von Menschen mit Behinderung, benachteiligten Randgruppen (beispielsweise Leprakranken) und Frauen zu verbessern. Eine dieser Bemühungen ist die ‚St. Judes School‘, in der Kinder und Jugendliche mit verschiedenen Behinderungen (insbesondere Autismus, Zerebral Parese, geistige und Mehrfachbehinderung) unterrichtet und während der Schulzeit auch untergebracht sind.

Als angehende Sozialarbeiterin vollzog sich mein Wirkungsbereich vermehrt in der Hospitation in den Schulklassen an Vor- und Nachmittagen. In der Früh legten die Sonderschullehrer*innen den Fokus auf die individuellen Pläne der sowohl geistig und/oder körperlich behinderten Schüler*innen, die Aspekte wie Schreiben, Rechnen, Lesen, Geschichten erzählen sowie das Trainieren von Alltagsaktivitäten beinhaltete. Ich interagierte verbal sowie nonverbal mit den Kindern und Lehrer*innen, und versuchte mit ihnen über meine Beobachtungen ins Gespräch zu kommen. Aufgrund der geringen Englischkenntnisse auf der einen Seite und meinem mangelnden Wortschatz der tamilischen Sprache auf der anderen Seite bestand eine Kommunikationsbarriere, die wir oft kreativ lösen konnten. Jedoch blieben dadurch fachliche Diskussionen zum Projektthema „Therapeutischer und pädagogischer Austausch“ abstrakt und nur eingeschränkt umsetzbar. Nach und nach betrachtete ich daher meine Zeit in den Schulklassen mehr als ‚Interkulturellen Austausch‘. Demnach unterstützte ich weiterhin die Schüler*innen im Schulalltag, versuchte zudem aber auch mit Fotos und Videos über Deutschland, englischen Liedern und Fingerversen mit den Klassen altersgemäß in den kulturellen Austausch zu gehen und das Aktivitätenrepertoire zu erweitern. Die Neugier war geweckt bei Themen über das Essen („Was ist Euer Reis?“), Geld, Kindererziehung sowie -bildung und das Klima.

An den Nachmittagen standen ‚Gruppenaktivitäten‘ im Vordergrund. Gemeinsames Malen, Singen, Basteln oder Tanzen standen auf dem Plan. Einige Male unterrichteten wir sogar

Englisch in einer Schulklasse, deren Schüler*innen eine reelle Chance hatten, auf eine ‚normale Schule‘ zu wechseln. Bereits in den ersten Wochen stellte ich fest, dass „Spielen“ einen anderen Stellenwert hat und daher selten im alltäglichen Ablauf für die Kinder vorgesehen ist. Es gab andere Auffassungen von Kindererziehung, als ich dies bisher gewohnt war.

Sofern ein indischer Feiertag sich näherte, wurde ich in die Vorbereitungen miteinbezogen. Es wurden Tänze geübt, gesungen, Gedichte auswendig gelernt. Gemeinsam mit meiner Tandempartnerin wurden mit uns und einer Schulklasse Tänze und Lieder einstudiert. Dadurch bekam ich einen größeren Einblick in die tamilische Kultur – insbesondere Tänze, Lieder, aber auch politisch gefeierte Helden und Filmstars -, was ich als unheimlich bereichernd empfand.

Im Seminar „Gender und Queer“ sah ich mich zum ersten Mal mit dem Thema ‚Postkolonialismus‘ konfrontiert. Ich hoffte durch das Auslandspraktikum nicht nur Antworten zu finden, sondern auch Wege aus dieser misslichen Lage der Ungleichheit aufgrund von 500 Jahren Kolonialgeschichte und der ungerechten Manifestierung von Privilegien aufgrund der Hautfarbe. In Tharamangalam wurde ich jeden Tag mit der allgemeinen Meinung über meine *weiße* Hautfarbe und meines Herkunftslandes konfrontiert. Diese war nicht immer positiv. Gerade die negativen Erlebnisse führten mir das problematische Schubladendenken in Deutschland vor Augen, dass People of Colour nur aufgrund ihrer Hautfarbe entgegengebracht wird. Ich befand mich des Öfteren im Rollenkonflikt – wurde ich als der Mensch gesehen, oder als ‚weiße Frau aus dem Westen‘? Sehe ich nur die Hautfarbe, oder den Menschen dahinter? Ich habe auch 2 Monate nach meiner Rückkehr noch keinen Weg gefunden, damit umzugehen.

Den ‚Gäste-Status‘ konnte ich nie recht ablegen, wodurch ich wenig mit konkreten Aufgaben beauftragt worden bin, sondern mir vorrangig selbst welche gesucht habe. Dies war oft ein regelrechter Spagat. Ich wollte den Mitarbeiter*innen vor Ort nicht den Eindruck vermitteln, wie ‚toll‘ wir das alles in Deutschland machen, da das nicht im Sinne von Entwicklungszusammenarbeit ist und einen Dialog auf Augenhöhe verhindert.

Auch wenn ich schon einige Zeit wieder zurück in Deutschland bin, bin ich dennoch noch nicht in der Lage das Ausmaß dieser Erfahrung zu überblicken und ein Fazit zu ziehen.

Doch eines steht fest: Ein Auslandsaufenthalt bereichert nicht nur den Lebenslauf, sondern auch die eigene Persönlichkeit. Es ist enorm wichtig, immer mal wieder seine Komfortzone zu verlassen und über den Tellerrand hinauszublicken. Das hält den Verstand wachsam als auch kritisch gegenüber gesellschaftlichen Zuständen und persönlichen Ansichten.